

# In freier Stunde

◆ Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ ◆

Nr. 213.

Posen, den 16. September 1928.

2. Jahrg.

## Knockout Europa.

Ein phantastischer Roman von Ludwig von Wohl.

Copyright bei Carl Duncker, Berlin 1927.

6. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

Sie sang vor sich hin. Leise verklangen die Töne über dem schwarzen Wasser. Es war ein uraltes Lied, das sie sang:

Te vowa to te malema — to vowa te talofa —

Er wußte nicht, was die Worte sagten, die über das schwarze Wasser glitten wie eine weiche Frauenhand.

Plötzlich aber wußte er, daß er O'a liebte.

### IV.

Ta'avale trat in die Hütte des Mannes, dem er seine Tochter auf die Matte gegeben hatte, obwohl er nichts befaß, nicht einmal ein einziges Pokon. Auch die Matten, die die Hütte bedeckten, und die Hütte selbst hatte er sich erst schaffen müssen. Doch er war stark und gewandt, wie Ta'avale vor dreißig Sommern war, und er wußte viel, mehr noch als Sib-avaki, der Zauberer.

Wer konnte solche Dinge tun, wie er tat? Wie er diese Hütte gebaut hatte und die schwersten Bambuslasten, die er selbst und noch zwei Männer zusammen nicht hätten heben können, an einem Palmfaserseil in die Höhe zog! Sicherlich war er ein kluger Mann.

Und O'a war nicht wiederzuerkennen seit der Brautnacht. Selbst Pa'angase, die Mutter, deren Name bedeutete: „Sie, die die Seelen erregt“, war nicht schöner gewesen, als sie es nun war.

Ta'avale war zufrieden, sein Blick, der über den Horizont glitt, war der eines starken, edlen Tieres.

Er hatte Keri fragen wollen, ob er mitkäme zum Schildkrötenfang. Keri aber war nicht da, und auch O'a fehlte.

Ta'avale lächelte.

Die Weißen sind seltsame Leute. Nirgends halten sie es aus. Wenn sie eine große Hütte haben, so streifen sie doch durch die Wälder und laufen an den Strand, ohne an Fischfang oder sonst etwas Nützliches zu denken, kletterten überall ziellos umher.

Jetzt hatte sich Keri ein kleines Kanos gebaut, und statt damit auf den Fischfang zu gehen, fuhr er mit O'a auf dem kleinen See hin und her und machte verschwommene Augen, als wenn er zu viel Kawa getrunken hätte.

Ta'avale lächelte vor sich hin . . .

Gerd Keerink hatte O'a aus dem Boot gehoben.

So konnte man sagen.

Man konnte auch sagen, daß O'a mit einem Sprung wie ein Panther aus dem Boot ihm an den Hals geschneilt war und daß er fast ins Moos gefallen wäre, als er sie ans Ufer hinauftrug.

Und das war wahrer.

Oben entwand sie sich ihm und schlüpfte wie ein Meisel durch das Gesträuch. Er aber sauste hinter ihr her, brach wie ein Eber durch das breitblättrige Pflanzengewirr und packte sie gerade noch am Kraushaar, das

federleichte Körperchen im Sprung herumreißend. Ganz taumelig waren sie, ganz trunken.

Mit einem Ruck lag sie auf seiner Schulter, und er stapfte mit weit ausladenden Schritten die Felsen hinab zur Hütte.

Als er aus den Palmen trat, seine zappelnde, tischernde Last auf der Schulter, hielt er plötzlich inne.

Ta'avale, den schweren Speer mit dem Widerhaken auf der Schulter, hatte sich umgedreht. Das war peinlich.

Man mußte die Würde bewahren. Den Anstand.

Was sollte der alte kluge König denken von dem Mann, dem er seine Tochter überlassen hatte, ohne einen Preis für sie zu fordern? Ein Mädchen, das mehr Pokon wert war, als es überhaupt gab.

Nein, es ging nicht.

„O'a, mach', daß du herunterkommst.“

Sie turnte geschickt herab und ergriff seine Hand.

Sie standen da wie zwei Kinder, wenn der Lehrer plötzlich vor ihnen auftauchte, Hand in Hand, verlegen, mit schuldbewußten Gesichtern.

Ueber Ta'avales altes kluges Gesicht glitt ein warmer Schimmer. Er nickte kurz und wandte sich dem Meer zu.

Sie blickten ihm nach, Hand in Hand, und sausten dann plötzlich wieder los, quer über die Lichtung in die Hütte hinein.

Kopfschüttelnd stieß Ta'avale seinen Einbaum vom Ufer ab.

„Ich hätte ihm helfen sollen,“ sagte Keri eine halbe Stunde später. „Aber was kann ich dafür, O'a, daß du . . .“

Sie jagten schon wieder in der Hütte herum. Immer wieder entkam sie ihm, um sich dann selbst an seine Brust zu werfen. Ihre weißen Zähne blickten ihm entgegen, alle Waldgeister Safunas glitzerten ihr aus den Augen.

Er redete wirr durcheinander — deutsche, holländische, englische, polynesische Liebesworte vollführten einen ungefügen Tanz um O'as Anmut.

Sie lachte übermütig und entfloß wie ein Reh aus der Hütte. Ein paar Schritte folgte er ihr, als wollte er ihr nachsetzen. Dann hielt er breitbeinig und sah ihr lachend nach, wie sie eichhörnchenhaft das Felsgewirr hinaufkletterte.

Ein anderer Mann war es, der ihr nachsah, als der, der hier vor wenigen Monaten an Land geschwommen war.

Ein aufgeblühter, sonnengereifter Mensch, der alle Lasten der Welt mit einem Ruck von den breiten Schultern geworfen hatte. Ein Unbeschwerter, der selig die Schönheiten ungemischt trank in einem Paradies, das keine Schlange hatte.

Gerd Keerink, der Mann, der alle fünf Erdteile und ihre schönen Frauen gesehen hatte, kannte das Leben erst — nein, seit immer. Es gab gar keine Zeit, die er nicht auf dieser Insel verbracht hatte. Er war hier geboren, aus dem Meer geboren, wie die göttliche Aphrodite.

Das war es. Es gab natürlich auch keine Frau als Eva, als vielmehr O'a. O'a — das war vielleicht ein Alang, der aus Eva entstanden war — so ein paar Jahr-



hunderzte oder Jahrtausende nach der großen Sprachschlechtebehaftung der Menschheit im alten Babel.

Irgendwo in der Welt sollte es Französinnen geben, raffige Spanierinnen, geradendende Deutsche, überzüchtete Seidengeischöpfe aus den Vereinigten Staaten — wo lag das alles?

Die Eigenschaften der Frau, die das Ewig-Reizvolle für den Mann sind, und die Europäerin! Eigenschaft für Eigenschaft mit Lastern, Fehlern und Schwächen belastet, vorsichtig abwägend, daß ihre Schönheit nicht unter ihrem Lebenswandel, ihre Ammut nicht unter ihren engen Röcken, ihre Anständigkeit nicht unter ihrem Bedarf an Diamanten zusammenbricht — alle diese Eigenschaften, unverbildet, unbelastet, frei, bildeten die Krone um O'a, die Frau, die er sich genommen hatte auf seine Matte.

Er freute sich über die Inselbegriffe, die er zu den seinen gemacht hatte, daß er schon rein gedanklich zu ihnen griff, wenn er eine Tatsache schildern oder denken sollte.

Man heiratete nicht, man „nahm auf die Matte“, man grüßte „Taloja“, „Liebe“ — und nicht „Guten Morgen“ oder „Wie geht's?“.

Ah, es war herrlich und frei, nicht Tierleben, wie man so oft lügen hörte — edelstes Menschenleben war es, das ihn mit O'a verband. Eine fast schmerzvolle Liebe, mit der tiefen Unerklärlichkeit des Echten; dann wieder überschäumend, zwei verspielte, ausgelassene Kinder, und feierlich, priesterlich, die Zeremonie eines religiösen Kults. Wenn sie fast unbekleidet auf dem Fels standen, und die helle und dunkle Bronze ihrer Körper in der Sonne leuchtete . . .

Gerd Keerink träumte und merkte es nicht, wie Ta'avale den Weg zur Hütte wieder hinaufstieg, schon jetzt, kaum daß er fortgegangen war. Merkte es erst, als der Alte plötzlich vor ihm stand, und sah gleichzeitig in seinem Gesicht den Schatten von etwas Unvorhergesehenem, den Schatten eines kommenden Ereignisses.

Er fragte.

Ta'avale sah wortlos zurück nach dem Meer, und Gerd folgte seinem Blick.

Es schimmerte in immer gleicher Bläue, leichte weiße Dunstwolken künnten den Horizont. Die Luft war windstill. Nichts regte sich.

„Wo ist O'a?“ fragte Ta'avale.

Gerd Keerink deutete nach oben.

„Sie kletterte hinauf . . .“, und er wollte lachen.

Aber er konnte nicht. Ta'avale sah finster aus. Und höfe.

„Der Wassergeist kommt“, sagte der Alte fast heftig.

„Er reißt die Palmen aus, wie du das Gras. Die Hütte allein liegt sicher unter der Felswand.“

Ungläubig sah Keerink von Ta'avale auf das spiegelglatte Meer, dann zu dem Alten zurück. „Der Wassergeist?“

Ta'avale nickte unruhig. Er witterte wie ein Wild. „Kommt sehr schnell“, murmelte er. „Kommt sehr schnell.“

Er ging in die Hütte.

Halb besorgt, halb erstaunt suchte Keerink den Horizont ab. Es war nichts zu sehen, nichts. Trotzdem — der Alte kannte die Südsee, seit er lebte — also seit fast siebzig Jahren. Und er war hier geboren. Keerink wollte gerade nach O'a Umschau halten, als er sie wie einen Pfeil den Abhang heruntertauschen sah. Sie flog ihm an die Brust, preßte sich an ihn.

„Was hast du?“ fragte er zärtlich.

Sie sah zu ihm empor, und Gerd Keerink sah Furcht, zitternde Furcht in ihren Augen. Er schüttelte den Kopf.

„Hast du Angst vor dem Wassergeist?“ fragte er.

Ta'avale sagt, er kommt.“

Sie holte tief Atem. „Das ist es“, sagte sie. „Das ist es. Oh, es ist gut.“

Er verstand nicht. „Was ist gut?“

„Ich hatte Furcht“, sagte sie, ohne ihn anzusehen.

„Aber ich wußte nicht, wovor ich Furcht hatte. Ich weiß es jetzt. Oh, es ist gut, es ist gut.“

Sie lächelte fast froh.

„Das Grauen vor dem, das man nicht kennt, ist immer das stärkste“, dachte Keerink. „Sie hat keine Furcht mehr, seit sie weiß, daß der Wassergeist kommt, vor dem Ta'avale, der Mann und König, sich fürchtet. Sie hat vorher nur die Gefahr geahnt, ohne zu wissen, was. Erkenntnis ist Abchwächung . . .“

Er schüttelte die Philosophie ab und sah wieder auf den Horizont. Was verstand Ta'avale unter dem Wassergeist? Sturm? Er wollte O'a fragen. Was er sah, ließ ihn jedoch die Frage vergessen und machte sie unnötig.

Die zartweißen Dunstwolken hatten ihr Aussehen verändert.

Sie wechselten ins Silbergrau und mit großer Schnelligkeit ins Dunkelgrau über.

Noch immer regte sich kein Hauch.

Jetzt schienen die Wolken sich aufzulösen. Aus ihrem Kern spritzten ballenförmige Wölkchen hervor, die sich rasch vergrößerten und verdunkelten.

In wenigen Sekunden hatten sie ein Viertel des Horizontes bedeckt, dann die Hälfte — unter ihrem Schatten erhielt das Spiegelmeer eine finstere, drohende Farbe.

Ein leiser Ton strich, von weither kommend, über das Wasser. Leise und doch grimmig, von merkwürdiger, feindseliger Eindringlichkeit.

Keerink sah sich um.

„Ein Taifun“, dachte er und empfand jäh die höllennahe Kraft dieses seltenen Worts.

Die Felsen, das Grün der Palmen und Büsche, ja selbst die satten Farben des blühenden Hibiskus waren erbleicht.

Eine unheimliche Starre lag über der Natur. Die Starre der Maus vor dem Auge der Schlange.

Der leise Ton verstärkte sich, kam näher.

„Der Wassergeist kommt“, sagte O'a furchtsam und klammerte sich an ihn, als versuche jemand, sie von ihm wegzureißen.

Ein riesiges schwarzes Wolkengebirge jagte mit wahnwitziger Geschwindigkeit auf die Insel zu.

Das Meer schien in weiter Ferne zu tochen, zu brodeln. Eine Wasserwand erhob sich und lief hinter den Wolken her wie ein Jagdhund zu Füßen des Reiters. Gelblicher Dunst zitterte in der Luft.

„Komm in die Hütte“, drängte O'a, sich zum Sprechen zwingend.

Er gehorchte, in instinktiver Scheu vor dem blitzschnell nahenden furchtbaren Orkan.

Es war kein Wunder, daß Ta'avale von einem Wassergeist sprach.

Die Hütten lagen beide durch eine hohe, mächtige Felswand vom Meer geschützt und weit genug von diesem entfernt. Hier war man sicher.

Raum waren sie in der Hütte, als mit knatterndem Donnerschlag ein Feuerklumpen über die Insel flog.

Mit einem Male war es völlig finster, ein furchtbares Pfeifen sauste über sie weg.

Dann brach der Taifun herein, mit einem brüllenden Geheul, das jedes andere Geräusch unhörbar ließ.

Selbst das Krachen der stürzenden Bäume war nicht zu hören. Um die friedliche Insel tobte ein Heer böser Dämonen; die Hölle schien alle Teufel ausgespien zu haben.

Krachend stürzte ein riesiger Brotfruchtbaum, mit allen Wurzeln ausgerissen, quer vor den Eingang der Hütte.

Und plötzlich war alles vorüber. Das Pfeifen und Gellen des Taifuns erstarb in der Ferne.

Nur das Meer, aufgewühlt, zornig, rauschte wild gegen die Riffe.

Langsam lösten sich Keerink und O'a aus ihrer Umklammerung.

(Fortsetzung folgt.)



# Die Schnellläufer.

Ein unbekanntes Märchen von Hans Christian Andersen.

Es wurde einmal ein Preis ausgesetzt, ja, sogar zwei wurden ausgesetzt: der kleine und der große Preis für die größte Schnelligkeit, und zwar nicht während eines Laufes, sondern für die Lauferei eines ganzen Jahres.

„Ich bekam den ersten Preis!“ sagte der Hase. „Gerechtigkeit muß doch sein, wenn man die eigene Familie und gute Freunde im Räte sitzen hat. Aber daß die Schnecke den zweiten Preis bekam, finde ich fast beleidigend für mich.“

„Nein,“ erläuterte der Jaunpfahl, der Zeuge bei der Preisverteilung gewesen war, „Klein und guter Wille müßten ebenfalls berücksichtigt werden, wurde von mehreren achtbaren Personen hervorgehoben, und ich habe das sehr wohl verstehen können. Die Schnecke hat zwar ein halbes Jahr gebraucht, um über die Türschwelle zu kommen, aber sie hat sich bei dieser überreichten Arbeit, die es für sie doch war, einen Schenkelbruch zugezogen. Sie hat einzig und allein ihrem Lauf gelebt; und sie lief mit ihrem Haus! Das ist aller Achtung wert, und deshalb bekam sie den zweiten Preis.“

„Ich hätte doch auch in Betracht gezogen werden können,“ sagte die Schwalbe; „hurtiger als ich in Flug und Schwenkung, glaube ich, hat sich keiner bewiesen, und wo ich nicht überall gewesen bin — weit, weit, weit!“

„Ja, das ist eben Ihr Unglück!“ sagte der Jaunpfahl. „Sie hummeln zu viel! Immer wollen Sie weg, ins Ausland, wenn es hier anfängt zu frieren. Sie haben keine Vaterlandsliebe! Sie können nicht in Betracht kommen.“

„Aber, wenn ich nun den ganzen Winter lang drüben im Moor läge“, sagte die Schwalbe, „und die Zeit verschleie, käme ich dann in Betracht?“

„Bringen Sie ein Attest von der Moorfrau bei, daß Sie die Hälfte des Jahres im Vaterlande verschlafen haben, dann können Sie in Betracht kommen.“

„Eigentlich hätte ich den ersten Preis verdient und nicht den zweiten!“ sagte die Schnecke. „Ich weiß doch ganz genau, daß der Hase nur aus Feigheit, jedesmal, wenn er glaubt, daß Gefahr im Verzuge sei, gelaufen ist. Ich dagegen habe die Lauferei als Lebensaufgabe aufgefaßt und bin im Dienst Unbalde geworden. Wenn überhaupt jemand den ersten Preis zugesprochen bekam, so hätte ich ihn bekommen müssen! — Aber ich mache kein Aufhebens davon, das verachte ich.“

Und dann spudde sie.

Ich kann mit Wort und Tat dafür einstehen, daß jeder Preis, wenigstens was meine Stimme dabei betrifft, vom Gerechtigkeitsstandpunkte aus erteilt worden ist!“ sagte die alte Feldmesserstange im Walde, die Mitglied des Preisrichterkollegiums war. „Ich gehe stets mit Ordnung, Ueberlegung und Berechnung zu Werke. Siebenmal schon bin ich der Ehre teilhaftig geworden, bei der Preisverteilung herangezogen zu werden; aber außer heute ist es mir noch nie gelungen, meinen Willen durchzusetzen. Bei jeder Verteilung bin ich von etwas Bestimmtem ausgegangen. Beim ersten Preis habe ich stets das Alphabet von vorn abgezählt und beim zweiten von rückwärts. Wollen Sie nun bemerken, daß, wenn man von vorn rechnet, der achte Buchstabe von rückwärts ist das S, deshalb stimmte ich bei der zweiten Prämie für die Schnecke. Nächstes Mal wird J den ersten und R den zweiten Preis bekommen. Es muß alles seine Ordnung haben. Man muß sich doch nach etwas richten können!“

„Ich hätte für mich selber gestimmt, hätte ich nicht unter den Nichtern gesessen,“ sagte der Maulwurf. „Man müßte nicht nur darauf Rücksicht nehmen, wie schnell man vorwärts kommt, sondern sein Augenmerk auch auf andere Eigenschaften richten, z. B. darauf, wieviel man gießen kann. Doch diesmal wollte ich das nicht hervorheben, auch nicht die Klugheit der Hasen, auf der Flucht plötzlich einen Seitensprung zu machen, um die Leute auf falsche Fährte zu bringen, sondern es gibt noch einen anderen gewichtigen Standpunkt, den man keinesfalls außer acht lassen darf; das ist die Berücksichtigung des sogenannten Schönen, und die habe ich mir angelegen sein lassen. Ich betrachtete die wunderbar geformten Ohren des Hasen; es ist ein wahres Vergnügen, zu sehen, wie lang sie sind! Ich glaubte mich selbst in meinen jungen Jahren zu sehen, und deshalb stimmte ich für ihn!“

„Pst!“ sagte die Biene, „ja, ich will nicht reden, ich will nur eben etwas sagen! Das eine weiß ich nur, daß ich nämlich mehr als einen Hasen im Grund und Boden gelaufen habe. Neulich habe ich einem der jüngsten dabei die Hinterbeine gebrochen. Ich saß auf einer Lokomotive vorn vor dem Eisenbahnzuge; das tue ich oft; dort kann man seine eigene Schnelligkeit am besten beurteilen. Ein junger Hase lief lange vor mir her; er hatte keine Ahnung, daß ich da war. Zuletzt mußte er abhinkeln, aber da hatte die Lokomotive ihm schon die Hinterbeine gebrochen; denn ich saß darauf. Der Hase blieb liegen, ich fuhr weiter. Das heißt doch wohl, ihn besiegen! Aber ich reiße mir kein Bein aus nach dem Preis.“

„Mir scheint eigentlich,“ dachte die wilde Rose — aber sie sprach sich nicht aus, das liegt nicht in ihrer Natur — „mir scheint eigentlich, daß der Sonnenstrahl den ersten Preis hätte haben müssen. Er macht in einem Augenblick den unermesslichen

Weg von der Sonne zu uns hinab. Die hohe, urteilsfallende Behörde scheint ihn gar nicht bemerkt zu haben. Wäre ich der Sonnenstrahl, so bekäme jeder von ihnen einen Sonnenstich. Das würde sie zwar närrisch machen; aber sie sind es ohnehin schon. Ich sage gar nichts!“

„Was ist der erste Preis?“ fragte der Regenwurm, der es verschlafen hatte und erst jetzt dazu kam.

„Freier Eintritt in einen Kohlgarten!“ sagte der Maulwurf. „Ich hatte den Preis vorzuschlagen. Der Hase sollte und mußte ihn haben, und deshalb nahm ich als vernünftigem denkendes und handelndes Mitglied des Preisgerichts Rücksicht auf den Nutzen dessen, der ihn bekommen sollte. Nun ist der Hase also verstorben. Und die Schnecke darf auf der Steinmauer sitzen und sich am Moos und Sonnenlicht delektieren. Außerdem wurde sie zu einem der ersten Richter für den Schnellauf bestellt. Es ist immer gut, einen Fachmann mit im Komitee zu haben! Ich muß sagen, ich erwarte viel von der Zukunft; es hat so gut angefangen!“

(Aus dem Dänischen übertragen von L. Kroner-Funder.)

## Hellseher als Detektive.

Der aufsehenerregende Prozeß in Insterburg, bei dem ein hellsehendes Medium die merkwürdigsten Angaben machte, die zur Entdeckung des Täters führten, hat ein Seitenstück in einem Ereignis, das sich jetzt in Paris zugetragen hat und gewinnt gerade durch diese Bestätigung erhöhte Bedeutung.

Es handelt sich in Paris um einen der größten Diebstähle, die in den letzten Jahren vorgekommen sind. Eine kostbare Perlenkette wurde mit der Post von Paris nach London geschickt und verschwand unterwegs. Die Detektive gaben sich alle Mühe, den Fall aufzuklären, die französische und englische Presse begleitete den Fortgang der Untersuchungen mit Spannung. Es machte jedoch den Eindruck, als werde der rätselhafte Fall nicht aufgeklärt werden. Es wurde von der Transportversicherungsgesellschaft eine Belohnung von 180 000 Mark für die Wiederherbeischaffung des Schmuckes ausgesetzt, so daß man wohl begreifen kann, daß alle Instanzen fieberhaft arbeiteten. Keine Mühe wurde gescheut, die geschicktesten Detektive waren an der Arbeit, um so mehr, als der Besteller des Schmuckes der Prinz von Wales selber war.

Zwei Detektive reisten nach London, um festzustellen, wo das Wertpaket geblieben sein könne. Als man jedoch gar keine Spuren fand und schon die Hoffnung aufzugeben begann, meldete sich bei dem Direktor der Versicherungsgesellschaft eine junge, elegante Dame in Begleitung ihres Mannes. Dieser stellte sich als ein höherer Beamter der Eisenbahnverwaltung vor und erklärte, daß seine Frau ein außerordentlich gutes Medium sei und durch ihre Hellsehergaben schon wiederholt sich nützlich gemacht habe, wenn es sich darum handelte, verlorene Gegenstände oder Personen aufzufinden. Wenn sie mit Gegenständen in Verbindung komme, die in irgend einer Weise mit der vermischten Person oder dem verlorenen Gegenstand in Verbindung gestanden hätten, könne sie meistens das weitere Schicksal des Verlorenen sehen.

Die Versicherungsdirektoren sind: die Mitteilungen der Dame und ihres Gatten stießen zunächst auf Skepsis. Der Direktor erklärte, an Medien nicht zu glauben. Doch da eine sehr hohe Summe auf dem Spiele stand, setzte er sich trotz seines Unglaubens mit der Juwelierfirma in Verbindung, an die die Versicherungssumme ausbezahlt werden mußte, wenn der Schmuck sich nicht wiederfand. Auch der Juwelier war der Ansicht, daß man ja immerhin einen Versuch machen könne, und forderte das Medium und ihren Gatten auf, zu ihm zu kommen.

In seinem Hause wurde nun eine Sitzung veranstaltet, an der auch der aus London zurückgekehrte Detektiv teilnahm. Die Hellseherin, die in spiritistischen Kreisen in Paris unter dem Namen Madame Madelon bekannt ist, ver setzte sich in Selbsthypnose, indem sie in eine Metallkugel starre und das Gtut in der Hand hielt, in dem das Perlenkollert gelegen hatte, bevor es zur Post gegeben war. Die Neuierungen der Hellseherin, die ihr große Anstrengung zu verursachen schienen und einen etwas wirren Eindruck machten, wurden stenographisch festgehalten.

„Ein Mann,“ sagte sie, schwer atmend, „klein von Gestalt, mit dünnem, schwarzem Haar und Brille reißt die Hüllen des Kassetes auf. Jetzt liegt die Perlenkette in seiner Tasche.“

Nun trat eine Pause von etwa fünfzehn Minuten ein, dann aber fuhr die Hellseherin fort: „264 ist in einem Sack auf der Eisenbahn. Schwer zu lesen. Es ist Englisch.“ Nach einigen weiteren Minuten sprach sie weiter: „57 Stück. Der Mann mit dem dünnen Haar hat sie in der Tasche.“

Der Juwelier erklärte nach der Sitzung, daß er sehr enttäuscht sei, nichts von Bedeutung habe sich ergeben. Aber der Detektiv war anderer Meinung. Er klammerte sich an die Nummer 264, die Nummer des Wertpaketes, die er in Erfahrung gebracht hatte, die aber dem Medium nicht bekannt sein konnte. Auch die Angabe: „im Sack auf der Eisenbahn — schwer zu lesen — ist Englisch“ überraschte ihn, denn er hatte bei seinen Untersuchungen in London festgestellt, daß die Nummer und Stempel des verschwundenen



Konpatetes von dem Täter auf einem anderen Paket angebracht waren, das an einen englischen Offizier in London adressiert war und nur zwei englische Bücher und eine englische Zeitschrift enthielt. So merkwürdig diese Angaben aber auch waren, brachten sie doch kein Licht in die Sache, sofern man nicht aus ihnen schließen konnte, daß der Dieb wahrscheinlich unter den Postbeamten zu suchen sei. Das schwarze, dünne Haar und die Brille waren die einzigen Anhaltspunkte.

In der Paketabteilung der Hauptpost von Paris waren nicht weniger als zwölf Personen mit schwarzem, mehr oder weniger dünnem Haar. Von diesen trugen vier eine Brille und drei von ihnen waren klein von Gestalt. Diese drei Männer wurden nunmehr von Defektiven bewacht. Nach einer Woche stellten diese fest, daß einer von ihnen, und zwar derjenige, der als der am wenigsten Verdächtige angesehen und allgemein wegen seiner Verlässlichkeit gelobt wurde, durch einen Freund ein Paket an seine Mutter in Toulouse schickte. Die Defektiven setzten ihre Beobachtungen fort, und einige Tage später wurde der Mann verhaftet, der bei dem Verhör zugab, den Diebstahl verübt zu haben. Ihm war das Paket aufgefallen, da eine Gde eingedrückt war. Als er es daraufhin näher betrachtete, hatte er gesehen, daß eine Juwelierfirma die Absenderin sei. Nun hatte er das Paket aufgebrochen, hatte Briefmarken, Nummer und Stempel auf ein anderes gewöhnliches Paket übertragen und hatte die Perlenkette in die Tasche gesteckt. Alles war genau so, wie die Hellscherin gesagt hatte. Was aber hatte sie mit den 57 Stück gemeint? Das erschien zunächst rätselhaft, bis der Juwelier erklärte, daß die Perlenkette 57 Perlen habe.

Von der ausgesetzten Belohnung hat die Hellscherin 20 000 Mark erhalten.

## Als Friedrich Hebbel seinen Bruder besuchte

(Nachdruck verboten.)

Friedrich Hebbel hatte einen Bruder Johann, der wohl ein Jahr jünger als der Dichter war. Bisher wußte man wenig über diesen Bruder, der ebenso wie der Dichter eine arme Tischmaler-Jugend durchzumachen hatte. Neuerdings hört man einiges über Johann Hebbel, u. a., daß er trotz seiner intelligenten Veranlagung zeitlebens nicht aus den ärmlichen Verhältnissen herauskam und daß er schließlich aus gewissen Gründen — wobei das Mitwirkende des Milieus dahingestellt sei — sich dem Dichter-Bruder etwas entfremdete.

Johann Hebbel wohnte eine Zeitlang in dem Dorfe Schacht bei Nendsbürg in Holstein, und hier hat ihn der Bruder, von seinem damaligen Wohnsitz Wien kommend, einmal im Jahre 1861 besucht. Ueber diesen Besuch erzählt unserem A. G.-Mitarbeiter ein noch lebender Zeitgenosse Hebbels, der frühere Landmann und jetzige Kleinrentner Peter Rütthe in Schacht, einiges. Danach hat Johann Hebbel mit Frau und Sohn in der Nähe des Hauses der Eltern Rütthes gewohnt. Interessant ist es, das Rütthe der Ankunft Friedrich Hebbels in Schacht beigewohnt hat. Er war 1861 ein Knabe von 14 Jahren und befand sich vor dem elterlichen Hause, als ein fremder stattlicher Mann den Fußsteig von Nendsbürg her ins Dorf schritt. Es war Friedrich Hebbel. Vor Peter Rütthe machte er halt, fragte ihn, ob im Ort ein Mann wohne, der Johann Hebbel heiße, und ob Johann Hebbel weit entfernt wohne. Gern bejahte Peter die Frage, ob er den Fragesteller zu Johann Hebbel hinführen wolle. Ein Fremder war zu damaliger Zeit wohl eine ziemliche Neuigkeit im Dorfe. Denn Peter konnte sich unterwegs der Frage nicht enthalten, wer der fremde Mann, den er geleitet, sei. Worauf er hörte, daß er den Dichter Friedrich Hebbel aus Wien vor sich habe, der seinen Bruder besuchen wolle.

Johann Hebbel stand, als die beiden ankamen, vor der Tür des Hauses, in dem er wohnte, und machte Holz für Pantoffeln zurecht, die seine Frau verkaufen ging. Peter erhielt von dem Dichter unter Dankesworten für seine Dienstleistung einen öfterreichlichen Gulden geschenkt. Später hörte er, daß Friedrich Hebbel den Sohn seines Bruders Johann, Konrad, habe mit nach Wien nehmen wollen, um dort für ihn zu sorgen; doch die Eltern hätten den Sohn, der damals 12 bis 13 Jahre alt war, nicht ziehen lassen wollen. Später ging Konrad zur See — ohne das Glück zu finden.

Johann Hebbel wohnte mit seiner Familie fünf bis sechs Jahre in Schacht. Dann verzog er, vermutlich nach der Dithmarscher Heimat Wesselburen, wo er 1888, 25 Jahre nach dem Tode des nur 50 Jahre alt gewordenen Friedrich, gestorben ist. Mt.

## Aus unserem Karitätenkasten.

228. Mit Hilfe der rund 3000 über die ganze Welt verstreuten Wetterstationen und der meteorologischen Beobachtungsberichte der Ozeanschiffer hat man jetzt statistisch die Zahl der täglichen Gewitter auf der ganzen Erde festgestellt. Danach hat man konstatiert, daß im Durchschnitt auf der ganzen Erde täglich rund 44 000 Gewitter stattfinden. Die Mehrzahl findet auf hoher See statt. Die meisten Gewitter, fast täglich eins, hat Mittelamerika, Methiopien hat 250 im Jahr, Italien 40—50, Paris nur 27.

229. Wenig bekannt ist die Eigenschaft jedes Explosionsmotors, daß er mit der Erhöhung über dem Erdboden entsprechend an Leistungsfähigkeit verliert, weil der Luftdruck dann ein anderer

wird. Ein Motor, der auf der Erde 35 Pferdekraft leistet, leistet in 1000 Meter nur 28, in 2000 Meter Höhe nur 24, in 3000 Meter Höhe 20, in 4000 Meter Höhe nur noch 16,5 Pferdekraft, also weniger als die Hälfte.

230. Die Zeit, die das Blut braucht, um einmal die ganze Bahn des Kreislaufes zu durchströmen, beträgt beim Menschen 22½ Sekunden oder 27 Herz zusammenziehungen (Systolen).

231. Das Gewicht der Haut einschließlich Unterhautzellgewebes beträgt beim Erwachsenen 10—12 Kilogramm.

232. Beim Philosophieren über die „Metaphysik der Liebe“, das Wesen der geschlechtlichen Liebe, findet Schopenhauer den Kern dieser Leidenschaft in dem Entgegenstreben zweier entgegengesetzter Pole. Das Blond schwärmt mit Vorliebe für das Schwarz, das Harte für das Weiche, das Stürmische für das Gesegnete und umgekehrt.

233. Der Zwölffingerdarm, das ist das Zwischenstück zwischen Magen und eigentlichem Dünndarm, wohin die Ausführungsgänge der Leber und der Bauchspeicheldrüse (Pankreas) münden, hat eine Länge von 12 Fingerbreiten, also von ungefähr 24—28 Zentimetern.

234. Der Erfinder des Zylinderhutes (1797), ein bekannter Hutmacher der damaligen Zeit, John Hetherington in London, mußte sich bei Erfindung des Zylinderhutes, als er ihn zwecks Demonstration auf der Straße trug, vor der Polizei verantworten und wurde wegen groben Unfugs zu einer Geldstrafe von 50 engl. Pounds verdonnert.

235. Die Bezeichnung des Bleistiftes ist heute eigentlich widersinnig. Der schreibende Teil des Bleistiftes besteht im wesentlichen aus Graphit und hat mit Blei nicht das geringste zu tun. Im Mittelalter waren nackte oder in Holz gefasste Stifte mit Blei oder einer Legierung von zwei Teilen Blei und einem Teil Zinn gebräuchlich.

236. Ernährende Alhtiere werden bereits von Cornelius Celsus im Jahre 3—5 v. Chr. erwähnt.

237. In unserem Dickdarm leben ungefähr 120 Billionen meistens harmloser Bakterien.

238. Greise haben normalerweise manchmal nur 40 Herzschläge in der Minute.

239. Kaiser Friedrich II. ließ im Jahre 1250 bei Kaiserslautern einen gezeichneten Hocht aussetzen, der im Alter von 267 Jahren wieder gefangen wurde und 250 Pfund wog.

240. Die Geschmackszellen der Fische befinden sich nicht nur im Gaumen, sondern verbreiten sich über den ganzen Körper und finden sich vor allem an den Körperseiten. Der Fisch hat also auch Geschmacksempfindungen, wenn ein Körper seine seitliche Körperfläche berührt.

241. Als um die Mitte des vorigen Jahrhunderts die Rübenzuckerindustrie besonderen Aufschwung nahm, stellte ihr der bekannte Chemiker Justus von Liebig (1851) ein baldiges Verschwinden in Aussicht. Er verglich sie mit einer üppig wuchernden Treibhauspflanze, die nur auf Kosten des Ganzen mit bedeutenden Opfern gepflegt werde.

242. Der Feldmarschall Graf von Sedendorff, der die Truppen Kaiser Karls VII. gegen Oesterreich kommandierte, machte sich von der damals noch wenig bekannten Elektrifiziermaschine eine höchst merkwürdige Vorstellung. Er glaubte, daß man ein ganzes Regiment Soldaten mit ihr elektrifizieren könne, welche dann beim Angriff statt Feuer Funken geben und damit die Feinde in die Flucht jagen könnten.

## fröhliche Ecke.

### Das Flugzeug.

Fällt ein Flugzeug vom Himmel.  
Unmittelbar neben einen Bauern.  
Springt der Bauer erschrocken beiseite und schreit:  
„Können Sie nicht fliegen?“

J. H. R.

### Logik.

Jakob Wassermann wurde gefragt, warum er so viel Zigarren rauche.  
„Man muß Zigarren rauchen.“  
„Aber wieso denn?“  
„Weil man sie halt nit freissen kann!“

### Das dicke Fell.

„Unser Lehrer sagte: Der Mensch hat sieben Häute. Kann das stimmen, Vater?“  
„Bei Verheirateten wird das wohl gar nicht reichen, mein Junge!“